

ROBIN G. HUNTER
Im Namen des Ordens –
Die Asche des Lazarus

Weitere Titel aus der Reihe

IM NAMEN DES ORDENS

- 1: Die Asche des Lazarus
- 2: Der Magische Foliant
- 3: Das Gift des Alchemisten

Robin G. Hunter

Hinter dem Pseudonym Robin G. Hunter steckt ein von Diana Itterheim angeführtes Autoren-Team, darunter Lara Lorenz, Ann-Kathrin Karschnick, Daniela Pusch und Sandra Grauer.

Ausführlichere Biografien der Autorinnen am Ende des Buches.

ROBIN G. HUNTER

IM NAMEN
DES  ORDENS

DIE ASCHE DES LAZARUS

ROMAN

Nach einer AUDIBLE-Original-Produktion

Lubbe

Die Bastei Lübbe AG verfolgt eine nachhaltige Buchproduktion.
Wir verwenden Papiere aus nachhaltiger Forstwirtschaft und verzichten
darauf, Bücher einzeln in Folie zu verpacken. Wir stellen unsere Bücher
in Deutschland und Europa (EU) her und arbeiten mit den Druckereien
kontinuierlich an einer positiven Ökobilanz.



Copyright © 2022 by Robin G. Hunter
Published by arrangement with Audible GmbH, Berlin

Original Printausgabe:
Copyright © 2023 by
Bastei Lübbe AG, Schanzenstraße 6–20, 51063 Köln

Umschlaggestaltung: Thomas Krämer
unter Verwendung eines Designs von denisholzmueller.de
Satz: GGP Media GmbH, Pößneck
Gesetzt aus der Adobe Garamond
Druck und Verarbeitung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany
ISBN 978-3-404-20983-5

2 4 5 3 1

Sie finden uns im Internet unter luebbe.de
Bitte beachten Sie auch: lesejury.de

FOLGE



PROLOG

Caleb

Er hatte nie in Betracht gezogen, dass es so enden könnte, doch das Gewicht der zierlichen Frau war genauso real wie ihre eiskalten, winzigen Hände, die ihn auf dem Tisch fixierten. Sie lag über ihm, und es fühlte sich so an, als würde er von einem Betonklotz niedergedrückt, dabei wog die kleine Person keine fünfzig Kilo. Aber sie hatte die Kraft ihrer Art, und sein Blut verstärkte diese noch.

Er war schwach, und er hatte keine Chance, doch in ihm erwachte ein letzter Überlebenswille. Er versuchte, dem stahlharten Griff um seine Handgelenke auszuweichen und die Augen zu öffnen, ein allerletztes Mal. Seine Arroganz hatte ihn in diese Lage gebracht, und im Grunde hatte er den Tod verdient, auch wenn er alles, nur nicht sterben wollte. Nicht so. Nicht jetzt. Nicht durch einen Para.

Das schwarze Haar der wunderschönen Gestalt fiel weich in sein Gesicht und schränkte sein Sichtfeld ein, dennoch konnte er zwischen den dunklen Strähnen einen roten Schopf aufblitzen sehen. Doch Sally stand nur regungslos da. Er hätte ihr gerne noch gesagt, dass er ein Idiot war. Dass es ihm leidtat. Und dass sie recht hatte.

Während sich seine Augen ein letztes Mal schlossen, ohne dass er einen wirklichen Versuch unternommen hatte, sich zu befreien, war sein letzter Gedanke, dass sie bestimmt wusste, dass er ein Idiot ist. Oder war. Trotzdem hätte er sich gerne entschuldigt, bevor er starb, und ihr das noch gesagt.

KAPITEL 1

Caleb

Ich atme tief durch und werfe Zac noch einen ermutigenden Blick zu. Ich hoffe zumindest, er wirkt ermutigend auf ihn. Es ist unser erster Einsatz als neu formiertes Team und meine Premiere als Erster Tatortermittler. Dass mein bester Freund gleichzeitig auch mein Teamkollege ist, hilft uns jetzt, mit der ungewissen Situation besser umzugehen. Wir haben keine Ahnung, was hinter der Tür dieses edwardianischen Reihenhauses in Brixton auf uns wartet.

Neben uns, auf dem schmalen Grünstreifen zum Gehweg, liegen Dinge verstreut, die mein ungutes Gefühl noch bestärken. Ein Skateboard und ein rosa Puppenwagen, während aus dem Haus kein Ton erklingt, der auf Leben oder Kinder hindeutet. Jetzt nicht wachsam zu sein wäre nicht nur unnatürlich, sondern dämlich, aber ich weiß, dass Zac mir den Rücken freihält und der Rest unseres Viererteams die Umgebung sichert.

Der Anruf von Inspector Kumar hat dringend und panisch geklungen, er sprach von einem Eindringling und hat die Verbindung sehr schnell beendet. Als wir hier eingetroffen sind, war er jedoch nirgends zu sehen.

Zac und ich sind auf dem Weg ins Haus.

»Bereit?«, frage ich ihn.

Zac, der seine Waffe, eine Glock, im Anschlag hält, die Mündung auf den Boden gerichtet, nickt ernst. Seine braunen Augen sind voller Sorge, aber da ist auch ein entschlossener Zug um seinen Mund.

»Ich gehe vor, bleib direkt hinter mir«, weise ich ihn noch leise an und hole selbst tief Luft, bevor ich meine Hand an den Türknauf lege. Jahrelanges Training kann einen zwar vorbereiten, doch

der erste eigene Tatort, das erste Mal als Teamleiter an der Front ohne Hilfe von Ausbildern oder Verstärkung ist auch für mich wie ein freier Fall aus großer Höhe. Ich trage die Verantwortung für mein Team und für das, was jetzt passiert.

Entgegen meiner Erwartung ist die Tür nicht verschlossen. Ich drehe den Knauf und höre ein Klicken, als die Verriegelung aufspringt. Es ist nur ein leises Geräusch, aber es hallt wie ein Schuss in meinen Ohren. Vorsichtig lasse ich die Tür nach innen aufschwingen und spüre Zac direkt hinter mir, sein Atem geht schneller als normal. Ich kann meinen eigenen, rasenden Herzschlag spüren, und mein Mund ist trocken.

Rasch ziehe ich meine Waffe aus der seitlichen Halterung, die unter dem langen Ledermantel verborgen ist, als ich in das Haus eintrete. Mein Katana, eine lange silberne Klinge, aus irischem Koboldsilber geschmiedet, glänzt vor mir auf, als ich den hellen Flur betrete. Keine Waffe, die ich vor dem Haus in die Hand nehmen sollte.

Drinne ist es ruhig, und alles wirkt friedlich, aber meine Sinne sind in Aufruhr. Intensiver Blutgeruch schlägt uns entgegen, durchdringend und unangenehm. Ich höre Zac hinter mir angewidert keuchen, und auch mir schlägt der rostig-metallische Geruch, der schwer in der Luft liegt, auf den Magen.

Ich hasse Blutgeruch!

Langsam dringen wir weiter in das Haus vor, schieben uns hochkonzentriert den Flur mit den hellen Möbeln und dem weißen Dielenboden entlang. Ich versuche, keinerlei Geräusche zu machen, um niemanden auf unsere Ankunft hinzuweisen, solange wir nicht wissen, ob hier noch etwas lauert.

Der Blutgeruch ist ekelhaft und scheint das gesamte Haus auszufüllen. Am Ende des Flures führt eine helle Holzterrasse nach oben. Eine Tür, unten neben der Terrasse, steht offen. Ich kann einen Kühlschrank erkennen. Genau in diesem Moment tritt eine Gestalt in den Türrahmen, und Zac reißt instinktiv seine Waffe hoch.

Seine Reflexe sind gut, zu gut. Ich werfe mich gegen ihn, keine Sekunde zu spät. Er ist ein ausgezeichnete Schütze.

Durch mein Intervenieren trifft die Kugel den Türrahmen und bohrt sich tief in das Holz. Der Knall lässt meine Ohren klingeln, und ich hoffe, er hat die Nachbarschaft nicht aufgeschreckt.

Inspector Kumar sieht uns erschrocken entgegen. Ich senke vorsichtig Zacs Arm, so dass die Mündung seiner Glock zu Boden zeigt. Dann klaube ich mit einem vorwurfsvollen Blick mein Schwert vom Dielenboden.

»Puh«, entfährt es Zac leise, und ich kann dem nichts hinzufügen. Das war knapp.

»Sag draußen kurz Bescheid, bevor die anderen noch hier zur Rettung reinschneien«, befehle ich, und Zac gehorcht, hochrot im Gesicht.

»Inspector Kumar«, begrüße ich den Mann, der mich geschockt ansieht.

Himmel, wir hätten fast einen Polizisten erledigt! Großartig, O'Connor.

Ich trete näher und folge Inspector Kumar in die Küche. Zac erscheint kurz darauf wieder, noch ein wenig blass um die Nase. Er bleibt im Türrahmen stehen und sieht sich misstrauisch um.

»Mr O'Connor, richtig?« Die Stimme des Inspectors klingt ein wenig zitterig, und ich nicke ihm beruhigend zu. Es ist das zweite Mal, dass wir uns treffen, beim ersten Mal war ich noch grün hinter den Ohren und als Assistent an einem Tatort für Tom Waringham eingeteilt.

»Nennen Sie mich bitte Caleb, Inspector.« Ich versuche es mit Freundlichkeit und hoffe, ihn damit zu beruhigen.

Er sieht ziemlich angespannt aus, und sein Blick huscht ständig zu dem Einschussloch im Türrahmen und in Richtung der Treppe, die nach oben führt. Sein Drei-Tage-Bart und das zerknitterte blassblaue Hemd lassen auf eine lange Schicht schließen, der leichte Bauchansatz und die tiefen Augenringe auf die typische

ungesunde Lebensweise eines Londoner Polizisten: zu viel Fish and Chips, Pies und Kaffee.

»Warum haben Sie uns gerufen?« Meine Stimme klingt gelassen, obwohl auch ich besorgt bin. Sein plötzliches Auftauchen in der Küchentür hat meine Nerven nicht gerade beruhigt, im Gegenteil.

Kumars Blick huscht erneut zu Zac. Ich kann es ihm nicht verübeln, immerhin hat Zac ihn gerade beinahe erschossen. Kumar ist ziemlich blass um die Nase, das kann nicht mal sein dunkler indischer Teint verbergen. Ich fürchte, die Begründung für seine Anwesenheit im Haus wird mir nicht gefallen.

Alles in mir drängt, unverzüglich nach oben zu gehen, aber ohne die notwendigen Informationen sollte ich nichts überstürzen. Meine Ungeduld nagt an mir, doch ich zwingen mich, ruhig zu atmen und Kumar zuzuhören. Ich mag zum Aktionismus neigen, aber ich bin nicht unüberlegt – auch wenn Zac etwas anderes behauptet.

»Ein Nachbar hat einen Wolf gemeldet, zumindest hat er beim Anruf bei der Leitstelle einen erwähnt. Also das Geheul eines Wolfes. Und er hat behauptet, laute Kampfgeräusche gehört zu haben. Ich dachte, ich sehe erst selbst nach, ob es wirklich eine Meldung ist, die in die Zuständigkeit des Ordens fällt, und wollte den Tatort kurz überprüfen, bevor ich entscheide, ob die Bobbys oder ihre Abteilung übernehmen müssen. Die Tür stand offen, als ich ankam.«

Kumar ist einer unserer besten Kontakte bei der Londoner Polizei. Er meldet uns nicht jeden durchgedrehten Yorkshire Terrier oder jedes nachts am Fenster vorbeiflatternde Bettlaken, sondern überprüft die Tatorte gewissenhaft und ruft den Orden nur, wenn es uns auch betrifft. Ein guter Ermittler, der unsere Welt kennt und trotzdem versteht, warum sie geheim bleiben muss. Er begreift, dass die Menschen mit dem Wissen nicht umgehen können und die Gefahren sie zu sehr verunsichern würden.

»Caleb, Sie wissen, ich rufe den Orden nur, wenn ich ganz sicher bin, dass es ...«, seine Hände ringen miteinander, bevor er mühsam beherrscht weiterspricht, »dass es ein Vorfall mit einem Para ist.«

Wir verlieren hier gerade wertvolle Zeit, aber es erscheint mir wichtig, dass er uns ins Bild setzt. Zac tritt schon nervös von einem Fuß auf den anderen, sieht sich aber ständig aufmerksam um und sichert uns ab. Auch mich macht diese Unterhaltung unruhig, aber sie ist notwendig.

»Sir, wir wissen Ihre Hilfe immer zu schätzen. Ohne Ihren hervorragenden Einsatz würden wir viele paranormale Tatorte gar nicht gemeldet bekommen, und noch mehr Morde durch nicht menschliche Wesen würden ungeklärt bleiben. Was genau haben Sie oben vorgefunden, Inspector?«

Ich hoffe, mein Versuch, ihn auf die Arbeit zu fokussieren, hilft ihm, sich zu beruhigen und mir schnell das zu sagen, worüber er mich ins Bild setzen sollte. Sein ganzes Benehmen und sein offensichtlicher Schock machen mir klar, dass er weiß, was hier passiert ist.

»Irgendetwas hat hier die Bewohner abgeschlachtet, aber so brutal habe ich das noch nie gesehen, Caleb, nicht mal, als der Vampir drüben in Sutton durchgedreht ist. Was immer oben gewütet hat, das Wesen hat es genossen, die Menschen zu töten. Eine Frau und einen Teenager, einfach zerfetzt, als wären es Stoffpuppen ...« Kumars Stimme bricht, und ich tausche einen weiteren, jetzt besorgten Blick mit Zac.

»Bleiben Sie hier, Inspector. Mein Kollege und ich werden oben nachsehen. Haben Sie hier unten alles geprüft und gesichert?«

Kumar nickt, und ich habe keinen Grund, ihm zu misstrauen.

»Oben auch?«

»Nein. Als ich oben die Leichen gesehen habe, musste ich erstmal runter und Luft schnappen.« Kumar ist sichtlich abgekämpft und deutet zur offenen Tür neben der Spüle, die in den kleinen Hinterhof führt.

Ich klopfte ihm auf die Schulter, jeder von uns hat seine Grenzen. Und sollte oben noch ein Nachtmahr, ein Ghul oder etwas Ähnliches warten, war seine Entscheidung goldrichtig.

»Warten Sie hier in der Küche, wir gehen hoch und sehen nach.«

Ich folgte Zac, der schon auf der ersten Treppenstufe steht, und werfe noch einen Blick in das Wohnzimmer neben mir – ein ebenfalls heller, freundlicher Raum, der gemütlich eingerichtet ist. Alles sieht hier normal aus, im Treppenflur allerdings hat etwas deutliche Spuren hinterlassen. Es sind Beschädigungen zu sehen, die nur von kräftigen Pranken stammen können. Das schränkt die Art des Paras, der hier eingedrungen ist, ein wenig ein. Geister hinterlassen keine physischen Spuren.

Die grüne Textiltapete ist an vielen Stellen aufgerissen, wie mit langen Klauen, und die weißen Landhausmöbel haben ebenfalls deutliche Krallenspuren. Jedoch ist hier unten kein Blut zu sehen.

Kumar, der noch in der Tür zur Küche steht, sieht mich aufmerksam und noch immer beunruhigt an. »Egal, was es war, es war groß, oder?« Seine Stimme klingt leise und unsicher, während sein Blick zu den Spuren an der Tapete und den Möbeln wandert.

Ich lege meine Hand an die Wand neben mir und versuche, jede Furche mit einem meiner Finger zu erreichen. Die Pranke des Eindringlings war riesig, größer als meine Hand. Einen Ghul kann ich schon ausschließen, die haben nicht so riesige Hände, ebenso einen Vampir. Was immer es war, es war deutlich größer als ein Mensch.

Ein Bild neben mir hängt schief an der Wand, als würde es sich mit letzter Kraft an dem Nagel festhalten, und erregt meine Aufmerksamkeit. Eine hübsche, attraktive brünette Frau lacht gemeinsam mit einem Jungen im Teenageralter und einer kleinen Prinzessin Elsa mit Zahnlücke vor dem Eingang des Pariser Disneyland in die Kamera. Beim Anblick des kleinen Mädchens mit

den braunen Locken, dem Elsa-Kostüm und der Zahnücke zieht sich in mir alles zusammen.

Hoffentlich ist die Kleine nicht unter den Opfern.

»Lass uns sofort nachsehen«, brummt Zac mit belegter Stimme.

Er weiß genau, was ich beim Anblick dieses Fotos gedacht habe, und ein kurzer Blickkontakt zeigt mir, dass auch er sich davor fürchtet, was oben auf uns wartet. Und vielleicht hat der Täter es noch gar nicht aus dem Haus geschafft.

Allerdings stand die Haustür laut Kumar offen, was für ein Entkommen des Angreifers spricht. Egal, wir müssen nachsehen und uns versichern.

Wir schleichen die Treppe hinauf, und mir fällt auf, dass kein Blut auf den Stufen zu sehen ist. Unruhig lausche ich, als ich den ersten Stock erreiche und in den hellen Flur spähe. An dessen Ende, gut sechs Meter von mir entfernt, liegt eine Leiche in einer Blutlache, die noch feucht glänzt. Es muss die Mutter sein, den Resten des geblühten Kleids nach zu urteilen. Sie wurde zerfetzt und hat der Spur auf dem Teppich nach offensichtlich versucht, ihrem Angreifer zu entkommen.

Ich schlucke, und obwohl ich weiß, dass die Person tot ist, tot sein muss, eile ich den Flur entlang.

Lass sie noch am Leben sein!

»Sicher!«, höre ich Zac hinter mir rufen, der das erste, vom Flur abgehende Zimmer kontrolliert hat.

Als ich näher an die Leiche herankomme, erkenne ich, wie aussichtslos meine Hoffnung ist, noch ein Lebenszeichen zu bekommen oder jemanden retten zu können. Der Kopf ist abgetrennt und liegt mit dem Gesicht nach unten. Zumindest erklärt sich so die immense Blutmenge, die auch an den Wänden zu sehen ist und die für den intensiven Blutgeruch im ganzen Haus verantwortlich ist. Der Angreifer – ich schließe endgültig einen Vampir aus, die würden Blut niemals so sinnlos verschwenden – hat die Frau von hinten erwischt. Sie scheint versucht zu haben,

ins Bad zu entkommen, das am Ende des Ganges liegt. Die Tür steht offen.

Zac tritt an mir vorbei, während ich noch neben der Leiche knie. Er checkt routiniert den kleinen Sanitärraum.

»Was immer es war, es war nicht im Bad.« Zacs Stimme klingt belegt. »Im Zimmer neben der Treppe liegt noch eine Leiche, ein Teenager, er ist offensichtlich beim Zocken überrascht worden, aber sonst sind keine weiteren Opfer zu finden. Auch keine Angreifer.«

»Das Kleinkind ist also nicht hier«, stelle ich halbwegs erleichtert fest, und Zac nickt mit einem gequälten Lächeln. Zwei Leichen sind schlimm genug, zwei Leben wurden brutal beendet.

»Das Zimmer des Mädchens ist aufgeräumt und leer. Auch ihre Zahnbürste fehlt, im Bad sind nur zwei Zahnbürsten in den Behältern. Im Zimmer des Jungen sind Krallen- und Blutspuren, im Schlafzimmer der Eltern ist alles in Ordnung.«

Zac war gründlich, während ich die Leiche inspiziert habe. Vorerst ist die Frau tot, ob sie es bleibt? Wir werden sehen. Ich hoffe es für sie.

Plötzlich höre ich ein Geräusch, nur ein leises Kratzen. Es kommt von der Tür eines schmalen Wandschranks neben uns. Zac hat es auch gehört und fährt alarmiert herum, seine Waffe auf die unscheinbare Schranktür gerichtet. Ich hebe mein Katana und gehe vorsichtig näher heran. Nervös lege ich die Hand auf den silbernen Knauf. Zac und ich tauschen einen Blick, wir sind bereit.

Ich reiße die Tür auf. Mit einem wütenden Kreischen schießt etwas auf mich zu, ich springe erschrocken zurück, um kurz darauf bemüht langsam durchzuatmen. Mein Puls rast. Auch Zac keucht, ich bin dankbar, dass er nicht vorschnell geschossen hat.

Die Katze ist wie ein geölter Blitz nach unten verschwunden, und ich hoffe, Kumar erledigt sie nicht, falls sie ihm in die Arme laufen sollte. Wir werden sie einfangen müssen und dafür sorgen, dass man sich um das Tier kümmert.

»O. k., sie haben also ein Haustier. Wir haben einen Überlebenden.« Zacs Stimme zittert.

Ich kann nachempfinden, wie es ihm geht, will aber professionell bleiben und Ruhe ausstrahlen. Nicht umsonst wurde ich zum Ersten Tatortermittler befördert. Aber ich bin froh, dass ich instinktiv richtig reagiert habe. Eine von mir zerstückelte Katze würde sich in meinem ersten Tatortbericht nicht gut machen.

»Zac, geh bitte runter, sorg dafür, dass der Doc kommt, um die Leichen zu sichern, und wir Hilfe von den Obscura bekommen.«

Zac nickt, und kurz darauf höre ich ihn unten telefonieren, während ich in das Zimmer des Teenagers gehe. Der Fernseher ist an. Davor, den Controller noch umklammert, liegt der Junge auf dem Boden, ebenfalls in einer Blutlache, die hier einen hellbeigen Teppich ruiniert. Auf dem Monitor flimmert Luigi, der einen Sieg im Mario-Kart errungen hat. Sein stummes Jubeln flimmert über dem Bildschirm. Yoshi wurde besiegt, ich kenne das Spiel. Früher, als mein Bruder und ich noch nicht der familiären Tradition des gegenseitigen Übertrumpfens zum Opfer gefallen sind, haben wir es oft und gerne gespielt. Luigi sieht aus, als hätte er die Masern, und nach einem kurzen Moment der Verwirrung wird mir klar, dass die Punkte auf dem Fernseher die Blutspritzer des Opfers sind.

Wut wallt in mir auf, der Junge hat bestimmt nicht mit seinem Ableben gerechnet, er war arglos und fühlte sich hier sicher.

Wer tat einem Teenager so etwas an? Er hatte noch sein Leben vor sich!

Ein weiterer Controller liegt auf dem Boden, eine Schüssel mit Chips, eine leere Pizzaschachtel, zwei leere Gläser. Zwei Controller, zwei Gläser. Der Teenager war nicht allein. Und da er hier gestorben ist, direkt nach seinem Sieg ...

Ich stehe auf, lasse meinen Blick noch einmal kurz durch den Raum wandern und alles auf mich wirken. Ich bin mir schon ziemlich sicher, dass es sich beim Täter um einen Gestaltwandler

handelt. Bei der immensen Kraft und rohen Gewalt, die hier angewendet wurde, würde ich auf einen Werwolf tippen, aber es ist nur ein Gefühl, eine Vermutung. Es gibt viele paranormale Wesen, die in der Lage wären, das hier zu hinterlassen.

Ich höre Zac meinen Namen rufen und gehe hinunter. Ich kann Noah sehen, der gerade die Katze aus dem Haus trägt, und Mike, der telefoniert. Beide gehören zu meinem Team.

Inspector Kumar ist noch in der Küche, und ich gehe zu ihm. Zum einen wird er sich besser fühlen, wenn er eine Aufgabe hat, zum anderen werden bald der Pathologe des Ordens, Doc Brown, und die Obscura eintreffen, dann wird es recht voll im Haus werden.

»Inspector Kumar, wissen Sie, wo der Vater und die Tochter sich befinden?«

Der Inder schüttelt den Kopf. »Nein, tut mir leid. Aber das bekomme ich heraus. Der arme Mann. Frau und Sohn. Werden diese Leichen auch verschwinden müssen?«

»Das kann ich noch nicht sagen, aber wir werden uns um sie kümmern und eine entsprechende Fallakte in die Datenbank der Polizei einspeisen, wie üblich. Und natürlich melde ich mich persönlich bei Ihnen, wenn ich dazu etwas weiß.«

Mir ist bekannt, dass er immer ein Auge auf die Familien hat, er ist ein guter Polizist und ein mitfühlender Mensch. Bestimmt wird der Orden in diesem Fall irgendetwas inszenieren, was die Angehörigen ruhigstellt. Bei einer Person kann man ein spurloses Verschwinden noch erklären, bei einer Mutter und ihrem Sohn ist so etwas schwierig. Allerdings müssen wir erst einmal abwarten, was mit den Leichen passiert, bevor wir uns um den Vater und die Hintergrundgeschichte kümmern können.

Kumar zückt sein Smartphone. »Ich geh mal in den Hof, telefonieren. Vielleicht kann ich etwas wegen des Kindes und des Vaters herausfinden.«

Gerade, als auch ich den Raum verlassen will, erscheint Zac an der Küchentür. Er macht komische Grimassen, was dafür sorgt,

dass er mit seinen roten schulterlangen Haaren und dem noch immer bleichen Gesicht aussieht wie ein verrückter irischer Kobold. Bevor ich ihn fragen kann, was los ist, tritt eine schlanke Gestalt an ihm vorbei.

»Caleb. Bericht, bitte!« Die kalte Stimme von Victoria Bannister lässt nicht erkennen, was in ihr vorgeht. Die platinblonden kurzen Haare sitzen akkurat, und ihr Gesichtsausdruck wirkt desinteressiert, aber lauernnd. Sie sieht perfekt aus, wie aus einem Modemagazin der Upper-Class mit ihrem Burberry-Mantel und der gestärkten weißen Bluse, die lässig-schick über die schwarze, eng sitzende Hose fällt. Niemand würde denken, dass sie eine der besten Ermittlerinnen und Jägerinnen ist, die es je gegeben hat. Eine der wenigen weiblichen Vigilanten.

Ich bemühe mich, ihr direkt in die klaren blauen Augen in ihrem schönen, aber durch eine lange Narbe entstellten Gesicht zu sehen und mir meine Verwirrung über ihr Auftauchen nicht anmerken zu lassen. Es ist ungewöhnlich, sie bei einem Tatort wie diesem anzutreffen. Doch ich bin auf ihr Wohlwollen als Chefin angewiesen, wenn ich Karriere machen will. Also lasse ich mir meinen Unmut nicht anmerken.

»Wir haben hier zwei Leichen, eine Mutter und einen Teenager. Die Spuren müssen noch gesichert werden, aber die Obscura sollten schon auf dem Weg sein. Darf ich fragen, warum Sie hier sind?«

Ihr Blick bleibt kalt, auch wenn bei meinem letzten Satz ihr Mundwinkel kurz amüsiert zuckt. Meine Verwunderung über ihr Auftauchen und auch mein Unmut darüber sind ihr nicht entgangen.

»Ich war in der Nähe und habe gehört, was hier gemeldet wurde. Sie sind unser jüngster Teamleiter, Caleb. Sie mögen sehr gute Noten haben, und Ihr Talent für diesen Job ist unbestritten, aber es ist auch Ihr erster eigenverantwortlicher Tatort, und das bedeutet eine Menge Verantwortung.«

Der letzte Satz ist eine Warnung, sie duldet keine Fehler. Also akzeptiere ich zähneknirschend ihre Anwesenheit, obwohl es mich stört, mit ihr jetzt einen Überwacher bei meinem ersten Tatort im Rücken zu haben. So hatte ich mir das nicht vorgestellt, und mit einem Babysitter zu ermitteln nervt mich tierisch.

Mühsam konzentriere ich mich wieder auf den Tatort. Die Obscura werden bald eintreffen, und dann sollten wir alle Spuren gesichtet haben. Victorias Anwesenheit blende ich aus. Ich wende mich wieder dem Flur zu und überlege, wie die Zerstörungswut hier unten mit den Spuren von oben zusammenpasst.

Gar nicht, da hier unten nicht ein Blutstropfen zu sehen ist.

Irgendetwas an diesem Tatort stört mich, selbst wenn es ein durchgedrehter Para war. Es fehlt eine logische Abfolge. Alles in mir versucht, das Puzzle zu lösen, aber im Moment ist und bleibt es unklar und ein Rätsel.

Bevor ich nach draußen gehe, überprüfe ich, ob mein Katana von meinem langen schwarzen Ledermantel vor neugierigen Blicken verborgen wird. Gierig atme ich die frische Herbstluft ein und bin froh, dem schweren Blutgeruch entkommen zu sein.

Mike setzt gerade unseren Van zurück, auf den Seiten prangt das Logo eines stadtbekanntes Kabelanbieters. Es ist wichtig, kein Aufsehen zu erregen. Zac, der sich lässig durch die roten Haare fährt, tritt ebenfalls aus dem Haus. Ein Bär von einem Kerl, aber ich weiß, dass auch er mit Blutgeruch seine Probleme hat.

Der Ordens-Pathologe, Doc Brown, schiebt sich gerade hinter Zac ins Haus. Docs Haare stehen wild ab, aber sein Halstuch mit dem Paisley-Muster ist perfekt drapiert. Wie immer trägt er einen Tweed-Anzug und sieht aus, als käme er direkt aus einem Gentlemen-Club. Ihm nimmt so keiner den Fernsehtechniker ab, aber mir ist bekannt, dass er sich immer einen Verschleierungszauber auferlegt, wenn er menschliche Tatorte besucht.

»Der Vater ist mit der Tochter die Großmutter besuchen, sie sind in Nottingham und kommen erst am Wochenende zurück.

Sollen wir ihn schon informieren?« Der Inspector tritt neben mich und sieht mich fragend an.

»Nein, erstmal nicht. Wir nehmen die Leichen mit und warten ab, ob sie sich verwandeln. Wir teilen ihm die offizielle Erklärung für den Tod seiner Familie bei seiner Rückkehr mit. Hat eigentlich der Anrufer etwas gesehen?«

Der Inspector verneint knapp, allerdings kam die Meldung des Tatorts vom direkten Nachbarn, ich sollte das unbedingt überprüfen. Kein Hinweis auf unsere Welt oder Monster darf unbeachtet bleiben.

»Sorgen Sie bitte dafür, dass ich nachher mit einer Obscura zu dem Mann gehen kann und er so lange in seiner Wohnung bleibt.«

Kumar nickt und geht, ein ehrenwerter Mann, der zu nah an Dinge herankommt, die gefährlich und außerhalb dessen sind, was Menschen normalerweise begreifen können. Mir selbst ist immer noch nicht klar, wie man leben kann, ohne zu wissen, was um uns herum alles existiert. Unwissend und schutzlos zu sein, kann ich mir nicht vorstellen.

»Caleb!« Zacs Ruf katapultiert mich ins Hier und Jetzt zurück.

Ich gehe ins Haus und nehme meine Arbeit wieder auf. Gemeinsam mit Zac sichern wir die Lage der Leichen, machen Fotos für die Akten und warten auf die Obscura, die dann die Spuren einsammeln sollen, bevor alles andere, was auf einen Tatort hinweist, vernichtet wird. Der Doc ist gerade dabei, die Leiche der Mutter zu untersuchen.

Die Kratz- und Krallenspuren lassen auf ein großes Tier als Angreifer schließen, aber voreilige Schlüsse will niemand ziehen. Keiner will den Fehler begehen, die falsche Spezies zu jagen und damit den Frieden mit den Paras zu gefährden.

Der Friede in der magischen Welt ist fragil. Man hat uns gelehrt, vorsichtig zu agieren. Wenn wir wissen, was es war, werden wir das Monster finden und bestrafen.

Allerdings bin ich mir insgeheim sicher, dass hier ein Werwolf getötet hat. Die Indizien und Anzeichen sind deutlich, die Größe des Angreifers schränkt die Wahl der Spezies zusätzlich ein, auch wenn der Wolf noch recht klein war. Ein Teenager vielleicht. Ein Teenager, der gern Playstation spielt, vielleicht. Der Zeuge, der bei der Polizei anrief, hat jedenfalls auch einen Wolf gehört.

Geräusche hinter mir lassen mich herumfahren. Mike kommt mit einem weiteren der obligatorischen schwarzen Leichensäcke.

Doc Brown hat gerade die Untersuchung der Mutter beendet. Er geht wortlos ins Zimmer des Teenagers, um auch dessen Leiche zu untersuchen und danach in den Orden bringen zu lassen.

Ich betrachte den nun leeren, immer noch blutverschmierten Flur und frage mich, was zu diesem Übergriff am helllichten Tag geführt haben mag.

Zac tritt einen Moment später zu mir und seufzt. »Ich habe noch mehr Kratzspuren gefunden, Caleb. Ich denke, der Junge wurde zuerst getötet, die Frau, als sie ihrem Sohn helfen wollte. Sie muss noch versucht haben zu fliehen.«

Zacs Beobachtungen decken sich mit meinen.

»Ich denke, es war ein Werwolf.«

Ich gebe Zac recht, die Spuren an den Wänden und an den Leichen sehen nach Wolf aus, wie auch ich es schon vermutet habe. Mir fällt auf Anhieb auch keine andere Spezies ein, die solche Spuren hinterlassen könnte.

Es ist unerheblich, dass heute kein Vollmond ist. Wölfe können sich immer verwandeln, bei Vollmond fällt es ihnen nur leichter, und sie sind unbeherrschter. Allerdings sind Werwölfe in ihrer menschlichen Form schwer zu entlarven.

»Tja, wir werden trotzdem auf die Auswertung der DNA warten müssen, um auf Nummer sicher zu gehen. Es gibt ein großes Rudel hier im Stadtteil, soweit ich weiß. Das wird keine einfache Ermittlung werden.«

Zac stimmt mir zu und nickt.

Wir können es nicht dulden, dass irgendein paranormales Wesen den herrschenden Frieden und unsere Welt gefährdet. Die oberste Priorität wird sein, den Schuldigen so schnell wie möglich zu finden und zu bestrafen.

Und falls es tatsächlich ein Werwolf des hier ansässigen Rudels war, müssen wir den Schuldigen identifizieren und zur Befragung in den Orden bringen, egal, was der Rudel-Alpha davon hält.

KAPITEL 2

Sally

Im Hauptquartier des Hermetischen Ordens der Magier in London herrscht Hochbetrieb. Das Dinner für den Abend wird vorbereitet. Traditionell besteht es aus drei Gängen, gefolgt von einem Digestif im Rauchersalon. Auch wenn nicht jeder Magier des Ordens daran teilnimmt, so ist es doch keine leichte Aufgabe, für über ein Dutzend alternde und wählerische Magier und Magierinnen zu kochen.

Harriet Brewster ist seit über dreißig Jahren Köchin des Ordens und stellt sich dieser Herausforderung wie immer mit dem Weitblick eines Feldwebels, während sie alles und jeden aus der Dienerschaft herumscheucht, einschließlich mich.

»Sally, träum nicht! Ich brauche das feine Sieb, das Keramikmesser, die Schüsseln und den Käsehobel. Warum wurde noch nichts herausgelegt? Und bring mir danach die Koteletts aus der Vorratskammer, hilf das Gemüse zu schneiden, und dann lauf zum Gewächshaus und besorge frischen Thymian.«

»Ja, Harriet.« Rasch wische ich die Arbeitsfläche sauber und trockne meine nassen Hände an der langen, im Nacken gebundenen weißen Leinenschürze ab, die wir im Haus immer über unseren Kleidern tragen, bevor ich alles fein säuberlich herauslege. Obwohl ich strenggenommen nicht zum Küchenpersonal gehöre, wenn die ansonsten eigentlich sanftmütige Harriet einen Befehl gibt, spürt die gesamte Dienerschaft.

Nur ein gutes Dutzend der britischen Magier residiert dauerhaft im Ordenshaus. Viele haben einen eigenen Wohnsitz auf dem Land und kommen nur nach London, um sich der einzigartigen Bibliothek im Hermetischen Orden zu bedienen. Doch zusammen

mit den zurzeit zwanzig Vigilanten, die im Orden wohnen, haben wir jede Menge zu tun, um alle zu bewirten, die Räumlichkeiten sauber zu halten und den allgegenwärtigen Staub zu bekämpfen.

»Die Koteletts müssen weichgeklopft werden, mach du das, du bist kräftig«, weist Harriet die Küchenmagd an, als ich mich am Herd vorbeischiebe. Der Geruch von frisch gebratenen Zwiebeln und Knoblauch steigt aus einer brutzelnden Pfanne auf und hüllt mich ein.

Ich lege im Vorbeigehen eine Hand auf Harriets Hüfte und gebe ihr einen Schmatz auf die Wange, die von der Hitze und der Anstrengung hochrot ist. Ihre dunkelblonden, langen Strähnen haben sich aus der Haube gelöst. Ein Lächeln huscht über ihr Gesicht.

»Sieh zu, dass du fortkommst, und vergiss den Thymian nicht«, raunt sie und stupst mir mit ihrem Finger auf die Nasenspitze, als wäre ich noch immer ein Kleinkind.

Harriet ist für mich das, was einer Mutter am nächsten kommt. Meine richtige Mutter starb bei meiner Geburt, und so wurde ich praktisch vom Dienstpersonal des Hermetischen Ordens aufgezogen. Die Küche mit ihrem langen, vom vielen Schrubben schon ganz weißen Arbeitstisch aus Holz, voll glänzender Utensilien, und dem altmodischen Gasofen neben den modernen Edelstahlkühlschränken ist mir so vertraut wie anderen das Kinderzimmer in ihrem Elternhaus.

Ich dränge mich an der Küchenhilfe vorbei, um zur Vorratskammer am anderen Ende zu gelangen. Die Küche befindet sich im Tiefparterre des Hauses. Die Fenster liegen auf einer Höhe mit der Straße, so dass wir zwar die Beine der vorbeieilenden Passanten sehen können, aber nur wenig Tageslicht in die Küche dringt, weshalb zu jeder Tages- und Nachtzeit das Licht brennt. In alten Zeiten hat es hier unten nur Gasbeleuchtung gegeben. Inzwischen haben wir im ganzen Haus Strom, fließendes Wasser und an einigen Stellen sogar eine passable Verbindung ins Funknetz.

Ich hole die Platten mit den rohen Koteletts aus der Vorratskammer und balanciere sie durch das Chaos in der Küche. Obwohl die Arbeitsplatte fast den ganzen Raum einnimmt, scheint sie nie genug Platz für die Berge an Nahrungsmitteln zu bieten, die hier zubereitet werden.

Dampfswaden von einer der Kochstellen füllen den Raum und hüllen das Küchenpersonal ein. Ich nutze den Moment und stehle mich hinaus. Zwar hat Harriet mir auch aufgetragen, beim Gemüseschälen zu helfen, aber das kann warten, lieber mache ich mich auf den Weg zum Gewächshaus.

Von der Küche führt ein langer Gang an einem Ende zum Lieferanteneingang und am anderen zur Dienstbotentreppe. Zudem gehen vier Türen vom Flur ab, eine davon zum Raum des Butlers und eine zur Dienstbotenhalle, wo wir nach getaner Arbeit unsere Mahlzeiten einnehmen. Oft bleibt vom Supper noch etwas übrig, so wie heute.

Heimlich stehle ich eine Pastete mit Rindfleisch und lasse sie in meiner Schürze verschwinden.

Die Wände im Flur sind beige gestrichen, der Boden ist aus rauhen, kalten Steinfliesen, die täglich geschrubbt werden müssen, um ihren Glanz zu bewahren, während oben bei den Ordensmitgliedern meterlange weiche Teppiche und warme Holzvertäfelungen für Heimeligkeit sorgen.

Hier unten, fast die gesamte Länge des Ganges einnehmend, hängt auch die lange Reihe an Messingglöckchen mit Namensschildern, die wie in alten Zeiten benutzt werden, um Dienstboten nach oben zu rufen.

Sir Henry Blake, Auditorium, *Lady Kaitlin McGregor*, Bibliothek, *Victoria Bannister*, Vigilanten-Gemeinschaftsraum ... Meine Augen huschen über die schwungvollen Beschriftungen aus Emaille, die jede Glocke kennzeichnen.

Als Kind habe ich mir einen Sport daraus gemacht, in den Gang zu flitzen, um nachzusehen, welches Glöckchen nach einem Diener

schrillte, um dann lauthals nach ihm zu rufen. Als Erwachsene fand ich das weniger amüsant. Gerade bei Hochbetrieb war es bei dem Lärmpegel sehr leicht, ein Klingeln zu überhören. Und wenn man aus dem Gedränge in der Küche nicht schnell genug bei dem Mes-singboard war, wusste man nicht, wer nach wem gerufen hatte. Vor allem die Anführerin der Vigilanten, Victoria Bannister, sieht es gar nicht gerne, wenn sie erneut läuten muss.

Jetzt schweigen die Glöckchen zum Glück, und ich überlasse es dem Kammerdiener William, der im Zimmer des Butlers stirnrundelnd über Listen gebeugt sitzt, ein Auge auf sie zu haben. Doch leider bemerkt er mich, als ich an der offenen Tür vorbeihusche. Das Rascheln meines blassblauen Leinenkleids muss mich verraten haben.

»Wo willst du hin, Sally Davies?«

Ich bleibe abrupt stehen und beuge mich mit dem Oberkörper zurück in den Türrahmen, ohne den Raum zu betreten. »Zum Gewächshaus, Thymian holen, Sir.«

William ist ein hochgewachsener Mann mit scharfen Gesichtszügen und stets glatt zurückgegelten Haaren. Er untersteht direkt dem Protector des Ordens und hält sich daher für etwas Besseres.

Seine lange Hakennase zieht sich bei meinem Anblick missbilligend zusammen. »Rieche ich etwa verbrannte Zwiebeln?«

»Vorbereitungen fürs Dinner, Sir.«

»Dann sieh zu, dass du niemandem über den Weg läufst, mit diesem widerlichen Gestank in den Haaren.«

»Ja, Sir.« Ich ziehe meinen Kopf aus der Türöffnung zurück und verdrehe die Augen.

Natürlich werde ich dafür sorgen, dass niemand mich zu Gesicht bekommt. Wir Dienstboten bleiben immer unsichtbar. Dass William mich darauf hinweist, ist reine Schikane. Er kann mich nicht ausstehen. Ich weiß nicht wieso, aber ich denke, er war von Anfang an dagegen, ein Kind im Ordenshaus großzuziehen. Er hat mich schon immer so angesehen, als wäre ich etwas Schmutziges,

das man in der Gosse aufgelesen hat. Das hat sich nie geändert, egal, wie sorgfältig ich meine Arbeit erledige.

Heute hat er offenbar besonders schlechte Laune, weil irgendwas in den Inventurlisten nicht stimmt und er alles noch einmal durchgehen muss, bevor Mr Morris, der Butler, es sieht.

Rasch laufe ich weiter, bevor ihm noch eine Gemeinheit einfällt und er mich mit irgendeiner anstrengenden, aber sinnlosen Aufgabe betraut, und husche die unter meiner Last stöhnende Dienstbotentreppe hinauf.

Diese durchgetretene Holzterrasse ist das Rückgrat des Hauses. Sie durchzieht sämtliche Stockwerke und reicht bis hinauf unter das Dach, wo wir Dienstboten unsere Schlafkammern haben. Von jedem Stockwerk gehen versteckte Flure zu allen wichtigen Räumen ab. Sämtliche Zimmer können durch Türen und Gänge in den Hohlräumen zwischen den Wänden betreten werden. Dies ermöglicht es uns, unbemerkt die Betten aufzuschlagen oder den Tee zu servieren, ohne dass wir dafür die offiziellen Flure benutzen und den Ordensmitgliedern vor die Augen treten müssen. Denn der reibungslose Ablauf im Haus sieht es vor, dass man uns am besten gar nicht bemerkt.

Es sei denn, man wird gerufen.

Irgendwie ironisch: Wir Dienstboten verbergen uns vor den Magiern, und die Magier verbergen sich vor den Menschen.

Ich laufe die Treppe bis ins Erdgeschoss hinauf, wie schon so viele tausende Male. Es sind 185 Stufen bis hoch unter das Dach und fünfzig weitere im Rest des Hauses. Kein Wunder, dass hier die meisten Dienstboten schlank sind und eine gute Kondition haben.

Danach schlage ich den Weg zum Westflügel ein. Um nicht gesehen zu werden, nehmen wir Dienstboten oft Umwege in Kauf, weshalb auch ich lieber durch den Trakt der Vigilanten gehe. Natürlich hätte ich den Lieferanteneingang nehmen können, um nach draußen zu gelangen. Aber dann hätte ich ums Haus und quer durch den Garten zum Gewächshaus laufen müssen.

Das Ordenshaus verbirgt sich hinter einer Reihe aus Häusern, die im Laufe der Jahrhunderte vereinnahmt und durch Tunnel und versteckte Gänge miteinander verbunden wurden. Diese erlauben es, beinahe den gesamten Straßenzug in einem Stück zu durchqueren. Von außen ahnt niemand, was hinter den Mauern vor sich geht.

Ich folge den trüben Neonröhren in dem fensterlosen Dienstbotengang bis in den Westflügel. Hier residieren die Vigilanten mit ihren Trainingsräumen und Waffenkammern. Doch im Moment dringt kein Laut durch die Wände. Die diensthabenden Vigilanten wurden vor zwei Stunden zu einem Einsatz gerufen.

Meine Schuhe geben auf dem blanken Betonboden ein leises Quietschen von sich. Für die Dienstboten und die Vigilanten hat sich niemand die Mühe gemacht, es angenehm oder hübsch zu gestalten. Aus einer Tür vor mir dringt Licht und eine leise Stimme, die zu einem Song mitsummt.

»Hey Betty!« Ich stecke meinen Kopf durch den Türrahmen einer holzgetäfelten Kammer.

Alle zwei Monate wird das gesamte Silber des Ordens zusammengesucht und hier hergetragen, wo es auf einem langen Tisch zum Polieren aufgereiht wird. Im Ordenshaus befinden sich viele und seltene Stücke, nicht bloß Tafelaufsatz und Kerzenleuchter, sondern auch Zeremonial-Stücke, Plaketten und weitere merkwürdige Schätze. Wir putzen sie immer hier, hinter der Waffenkammer, wo die Reinigungsmittel stehen und auch die Vigilanten ihre Waffen säubern, Schwerter schleifen und Klingen ölen.

Dieses Mal ist meine Freundin Betty zum Silberdienst verdonnert worden und schon seit dem Morgen dabei, alles blitzblank zu polieren.

»Gott, Sally, hast du mich erschreckt!« Betty blickt vorwurfsvoll zu mir hoch und zieht den Stöpsel des iPods aus ihrem Ohr.

Betty ist so alt wie ich, Mitte zwanzig, und seit fünf Jahren im Orden. Sie hat ihre Ausbildung im Hotel Lanesborough abge-

schlossen, wo die Hausdame des Ordens auf sie aufmerksam geworden ist. Betty wurde vom Fleck weg abgeworben. Der Orden zahlt nicht schlecht, und da Kost und Logis ebenfalls frei sind, kann man hier gutes Geld verdienen. Mehr als im Lanesborough.

Auch wenn die Arbeit oft hart ist.

Silberputzen zum Beispiel gehört zu einer der unbeliebtesten Aufgaben, die schon fast einer Strafe gleichkommt. Sogar Betty, die sich sonst nie beschwert, hat laut gestöhnt, als die Hausdame Mrs Bones sie gestern dazu eingeteilt hat. Dabei poliert niemand so gründlich wie Betty. Doch so wie es aussieht, ist sie noch immer nicht fertig.

Ein unangenehmer Geruch nach Schwefel, der bei der Oxidation des Silbers entsteht, hängt aufdringlich in der Kammer.

»Mir tun die Finger weh«, stöhnt Betty. Sie hält mir ihre Hände hin, als müsste ich ihre Qualen höchstpersönlich bezeugen. Überall auf ihren Fingern und ihrer Schürze kleben Reste von *Hagerty's Silver Foam*. Aus den Ohrstöpseln, die von ihrer Ohrmuschel baumeln, dringt quakend ein Song von Ed Sheeran. »Und ich hab Hunger.«

»Gut, dass ich gerade aus der Küche komme.« Ich grinse und werfe ihr die Pastete zu, die ich von der Anrichte gemopst und in meine Schürze gesteckt habe.

»Du bist eine Lebensretterin!« Betty fängt die kalte Fleischpastete auf und steckt sie sich ganz undamenhaft in einem Stück in den Mund.

»Pass auf, dass du nicht zu viel von *Hagerty* mit aufschleckst. Sonst bekommst du eine grüne Zunge.«

»Ach wasch, dasch Scheug isch nich giftisch.« Betty schluckt die Pastete hörbar herunter. »Gut, dass du kommst. Ich bekomme diesen Pokal nicht sauber. Der hat ganz hartnäckige Verfärbungen, sieh mal.«

Sie schiebt einen mit einem Wappen verzierten Silberpokal zu mir herüber. Das Innere des Kelches ist merkwürdig verfärbt und

schwarz angelaufen. Silber oxidiert und läuft rasch dunkel an, bekommt Eintrübungen, und es bilden sich dumpfe Flecken. Dieser Pokal aber sieht aus, als hätte ihn jemand mit Säure verätzt.

»Was ist denn da passiert?«

»Keine Ahnung. *Hagertys* wirkt nicht. Ich habe es schon mit Natron, Salz und Zitrone probiert. Soll ich vielleicht mit Asche aus dem Kamin ran?«

»Nein, lass das lieber, du zerkratzt ihn nur.«

»Aber was soll ich denn sonst machen?« Betty stöhnt. »Die Bones bringt es fertig und lässt mich die ganze Nacht hier weiter polieren, wenn sie das sieht. Morgen früh soll doch alles wieder auf seinen Platz geräumt werden.«

»Zeig das bloß nicht Mrs Bones. Sie wird denken, du hast den Pokal irgendwie versaut.«

»Oh Gott. Nachher streicht sie mir meinen Urlaub.« Betty freut sich riesig auf ihren Jahresurlaub, den sie das erste Mal mit ihrer Partnerin verbringen will.

Ich drehe den verzierten Pokal in meiner Hand. Wie Adern unter der Haut verlaufen die Verätzungen vom Kelchinneren über den Rand. Eine Schlange windet sich um den Stil, und ein Wappen mit drei aufrecht stehenden Löwen prangt auf der Vorderseite.

Ein merkwürdiges Kribbeln zieht sich durch meine Fingerspitzen, wo sie die verätzte Stelle berühren. *Ist das Magie?*

»Ich probiere mal was.«

Ich löse den Scopae, den ich als Dienstmädchen immer dabei habe, von meinem Gürtel. In dem Griff aus Walnussholz verbirgt sich ein ausziehbarer Staubwedel aus echten Straußenfedern. Dieser hier ist jedoch kein gewöhnlicher Staubwedel.

Ein Scopae wird von einer Generation Dienstmädchen an die nächste weitervererbt. Es heißt, er wurde von Feen erschaffen. Jedenfalls kann er mühelos Reste von Magie aufheben, die an Gegenständen oder Orten klebt.

Schwungvoll klappe ich die Federn auf.

»Ach, meinst du, die Verfärbung stammt von Magie?«

»Das werden wir gleich sehen.« Ich fahre mit dem Wedel über die verfärbte Innenseite des Pokals.

Nichts.

In dem Moment geht ein Alarm los. Ein Rufton, erst leise, dann langsam anschwellend: Die Obscura werden zu einem Einsatz gerufen.

»Scheiße. Was nun?«

»Gib mir den Pokal. Wir verstecken ihn erstmal in unserem Zimmer. Später schauen wir im Handbuch nach, ob wir ein Mittel finden, das wir probieren können.«

Rasch drehen wir den Deckel auf die Polierpaste und decken das Silber ab, bevor wir in den Gang stürmen.

»Gott, muss das ausgerechnet jetzt sein?«, stöhnt Betty im Lauf. »Es wird wohl noch eine Weile dauern, bis wir was zu essen bekommen.«

Sie denkt immer zuerst an ihren Magen. Ich renne neben Betty den langen Gang hinab. Mein Magen ist das Letzte, woran ich jetzt denke.

Der Alarm schrillt noch immer. Irgendwo in London ist ein Mord begangen worden und der Orden in Gefahr, entdeckt zu werden.

KAPITEL 3

Kaitlin

Nach dem fünften Anschlag auf mein Leben habe ich aufgehört, zu zählen. Doch dieser eine Anschlag, der vor nunmehr fast dreißig Jahren auf mich, Lady Kaitlin McGregor, verübt wurde, war einer der hinterhältigsten. Denn nicht nur meine Zukunft wurde vor dreißig Jahren in Gefahr gebracht, sondern auch die einer Magierin, und vor allem – was für mich absolut unverzeihlich ist – wurden meine Bücher und Folianten der Gefahr der Zerstörung ausgesetzt.

Als Bibliothekarin des Hermetischen Ordens ist es meine Aufgabe, diese Folianten zu schützen, sie sicher zu verwahren und vor allen Unwürdigen zu verbergen. Zudem bewahre ich das Wissen des Ordens und durchsuche die gefährlichen Schwarzmagie-Folianten nach neuen Wegen der Magie. Doch vor allem ist es meine Aufgabe, als Stellvertreterin des Protectors des Ordens, diesen zu hinterfragen und in den Besprechungen mit ihm zu diskutieren. Gut, dies ist nicht wirklich meine Aufgabe, wie sie in einer offiziellen Stellenbeschreibung stehen würde, aber seien wir mal ehrlich: Wer würde nicht gerne mal seinem Chef die Meinung sagen, ohne dafür belangt werden zu können? Meine Position als Bibliothekarin im Orden bietet mir genau diese Möglichkeit.

Dies alles tue ich nunmehr seit weit über fünfzig Jahren. Ich bin dankbar für diese Aufgabe, denn sie gestattet mir einen Blick in die Welt der Magie, wie sie wohl sonst niemandem in meiner Generation möglich gemacht wurde. Vor allem keiner Frau, egal welchen Standes sie auch sein mochte.

Ich, als geborene Lady, hatte einige Annehmlichkeiten, die die

junge Magierin nicht hatte, die vor dreißig Jahren mit mir zusammen beinahe umgekommen war.

Es war ein Samstag gewesen. Daran erinnere ich mich noch gut, auch wenn es ein Tag wie jeder andere war. Verregnet, wie es in London üblich ist zur dunklen Jahreszeit. Schnee hatte es schon seit Jahren nicht mehr richtig in der Stadt gegeben. Erst recht nicht am Ufer der Themse.

An diesem besagten Samstag vor dreißig Jahren habe ich mich mit der Ordensmagierin Beatrice getroffen. Eine talentierte junge Frau, die sich noch nicht für eine Richtung entschieden hatte, in die sie gehen wollte. Ob sie nun Vigilantin werden würde, was ich wirklich nicht hoffte, oder ob sie doch eine wissenschaftliche Richtung einschlagen wollte. An diesem Abend sollte sie bei mir bleiben, um ein paar Tage in der Bibliothek zu arbeiten.

Nicht jeder konnte der Neugier widerstehen, den inneren Bereich der Bibliothek zu betreten. Dort, wo die Schwarzmagie-Folianten aufbewahrt wurden. Immerhin war es nur mir – und mir allein – erlaubt, diesen zu betreten. Es sei denn, ich lud jemanden dazu ein.

Wie gesagt, an diesem Samstag vor dreißig Jahren saß ich mit Beatrice bis spät in die Abendstunden in der äußeren Bibliothek bei einem besonders schmackhaften Earl Grey Tee. Die Sitzecke hatte ich in dem Ruhebereich der Bibliothek eingerichtet, da ich im Gegensatz zu meinem Vorgänger nicht immer am Stehpult arbeiten wollte. Ein gemütlicher Sessel, in dem ich die Beine auch einmal hochlegen konnte, mit einem alten, schweren, nach Leder und dem Aftershave meiner Vorgänger riechenden Folianten. Das war es, was mich die Zeit vergessen ließ.

»Deswegen weiß ich noch nicht, was ich mit meiner Magie anfangen möchte«, beendete Beatrice mit einem Schulterzucken ihren Bericht über ihr Leben, ihre Träume und warum sie mir jetzt gegenüber saß.

»Deswegen bist du hier.« Ich erhob mich. Beatrice beeilte sich, es mir nachzutun. »Damit du mehr über die Bibliothek lernst.«

Beatrice nickte und schaute zu der Uhr, die über der Tür hing, und deutete an, sich verabschieden zu wollen. »Soll ich dann morgen wiederkommen?«

»Wer sagt denn etwas davon, dass unser Gespräch beendet ist?«, fragte ich mit einem Augenzwinkern.

»Was meinen Sie damit, Lady Kaitlin?« Beatrice runzelte die Stirn.

»Du wirst die Nacht in der Bibliothek verbringen.«

Beatrice zögerte, merkte aber, dass es keine Frage meinerseits gewesen war. »Gibt es denn in der Nacht etwas in der Bibliothek, das anders ist als am Tag?«

Ich hob amüsiert eine Augenbraue, kommentierte es jedoch nicht. Zumindest stellte sie die richtige Frage. Auch einen Hauch von Neugier konnte ich in ihrem Blick erkennen.

Zunächst schaute Beatrice mich verwirrt an, ehe sie nickte und eine Verbeugung andeutete. »Wenn Ihr das wünscht, Lady McGregor.«

Schon damals hatte niemand im Orden, vor allem niemand aus der Magierschaft, es gewagt, meinen Wünschen nicht nachzukommen. Zum einen lag das an meinem Rang im Orden, zum anderen traute es sich niemand, einer Lady zu widersprechen.

Beatrice baute sich ein Bett auf und legte sich am Rand der Bibliothek schlafen, während ich in meine Schlafkammer im Turm ging. Es war eine unruhige Nacht, wie ich feststellen musste. Denn schon nach wenigen Stunden Schlaf wurde ich unsanft geweckt.

»Lady McGregor!«, brüllte vor der Tür eine junge Stimme.

Ich brauchte einen Moment, um mich zu sammeln, ehe ich merkte, dass die Benommenheit nicht von der Müdigkeit kam, sondern ein beißender Geschmack auf meiner Zunge lag. Nach Asche und Ruß und Tod. Ich schrak hoch und tastete nach meiner Brille, ohne die ich hoffnungslos verloren war. Es war finster in meiner Kammer. Zu finster für eine Winternacht in London. Licht hätte durch das kleine Fenster über mir scheinen müssen.

Stattdessen war es so dunkel wie in den mittelalterlichen Erzählungen von Sir Benedict Eggmont, der meiner Meinung nach die besten bildlichen Beschreibungen der paranormalen Innereien niedergeschrieben hatte.

Da der Lichtschalter meiner Lampe nicht funktionierte, konzentrierte ich mich auf meine Magie und zauberte ein schwaches Licht hervor, das meine Umgebung erhellte. Zunächst fragte ich mich, ob mit meiner Magie etwas nicht stimmte, denn es wurde kaum heller, doch dann sah ich den wabernden schwarzen Rauch, der sich durch mein Zimmer schlängelte und nach meinem Leben trachtete.

»Lady McGregor, es brennt in der Bibliothek«, brüllte Beatrice vor meiner Tür.

Das weckte mich vollständig auf, und ich schlug die Decke zurück und atmete tief ein. Dass das ein Fehler war, merkte ich im nächsten Augenblick. Sofort hustete ich, was dazu führte, dass ich noch mehr Rauch einatmete.

»Bring dich in Sicherheit, Kindchen«, keuchte ich und machte mich auf zur Tür, um mir den Schaden anzuschauen, den das Feuer angerichtet hatte.

»Aber die Bücher«, erwiderte Beatrice verwirrt, als ich die Tür aufriss und sie anstarrte.

»Kein Buch ist dein Leben wert. Du bist Magierin des Hermetischen Ordens, rette dich!«, befahl ich ihr.

»Und was machen Sie?«, fragte Beatrice und stemmte eine Hand in die Hüfte. Ihre Selbstsicherheit kehrte langsam zurück. »Ganz sicher lasse ich Sie hier nicht allein, Lady McGregor.«

Im Nachhinein betrachtet, war das der Moment, in dem ich Beatrice das erste Mal als meine Nachfolgerin in Betracht zog, auch wenn das in diesem Moment nicht meine Hauptsorge war.

»Meinetwegen, dann hilf mir. Wir müssen das Feuer löschen. Wie gut ist deine Wassermagie?«, fragte ich unter Hustenanfällen, als ich merkte, dass sie die Bibliothek niemals verlassen würde.

»Recht ordentlich, will ich meinen.« Beatrice hustete ebenfalls, während sie den ersten Schritt aus meinem Turm in Richtung Bibliothek machte.

»Ausgezeichnet, dann such den Ursprung des Feuers und lösche den Brand«, erklärte ich hektisch und scheuchte sie mit den Händen voran. Der Rauch kroch in meine Kammer, als hoffte er dort, weitere Opfer zu finden, die er ersticken konnte.

Wir eilten die Treppen hinunter, die zur äußeren Bibliothek führten. In die anderen Bereiche konnte niemand eindringen. Wobei ich mir nicht sicher war, ob Feuer nicht einen Weg finden würde, die Schutzzauber zu umgehen, die ich ausgesprochen hatte. Feuer war hinterlistig und durchtrieben, fand Wege, die niemand bedachte.

»Sollen wir Alarm auslösen? Wir könnten vielleicht Hilfe gebrauchen.«

»Gute Idee«, stimmte ich Beatrice zu und konzentrierte mich auf den für die Bibliothek bestimmten Auslösezauber, den jeder Magier in der Grundausbildung des Ordens lernte. Ich zog rasch ein wenig Magie zusammen und schickte den Zauber auf die Reise. Nur wenige Sekunden später ertönte der durchdringende Alarm, der jeden in diesem Orden augenblicklich weckte.

Ich rannte in die Bibliothek und erschrak. Das Feuer war kurz davor, das erste Regal mit Journalen über die magischen Reisen des Dr Farrington anzugreifen. Mein erster Instinkt war es, mich vor das Bücherregal zu werfen, aber mein Verstand hielt mich von diesem überaus dummen Schachzug ab.

Stattdessen analysierte ich die Situation, um möglichst keinen Fehler zu machen: Wenn es ein normales Feuer war, brauchten wir im Grunde nur Schaum, um es zu löschen, doch in einem Orden wie diesem war es immer möglich, dass der Brand durch einen fehlgeleiteten Zauber ausgelöst worden war. So wie das Feuer sich ausbreitete, musste es in der Nähe des Eingangs ausgebrochen sein. Und dort war weit und breit nichts, was ein Feuer auf natürlichem Weg hätte auslösen können.

Ich wandte mich an Beatrice, die mir bereits einige Schritte voraus war und eine Hand in Richtung Eingang ausgestreckt hatte. »Das Feuer könnte magisch verursacht worden sein.«

Ich legte ihr eine Hand auf ihre Schulter. Mit vereinten Kräften würden wir den Brand schneller unter Kontrolle bekommen.

Beatrice nickte und schickte im nächsten Moment den ersten Zauber in Richtung des Eingangs. Eine Wasserfontäne ergoss sich über den Türsturz und den brennenden Boden, doch das Feuer fauchte nur mitleidig, ohne an Kraft zu verlieren.

»Ein fauler Zauber ist das«, bemerkte ich spitz und hustete reichlich undamenhaft, als der Rauch mir erneut in der Kehle kratzte. Zusammen mit dem Qualm breitete sich leichte Panik in mir aus. Ein normales Feuer war dies ganz sicher nicht.

»So etwas habe ich noch nie gesehen«, bemerkte Beatrice, die durch den Zauber leicht außer Atem war. Sie hatte ihre Grundausbildung gerade erst beendet und noch nicht die Kondition und Kraft, die ein Magier im fortgeschrittenen Alter besaß.

»Ich schon. Das wird ein harter Kampf, Kindchen.«

Ich biss die Zähne zusammen. Tatsächlich war mir diese Art von Zauber nur aus einem einzigen Folianten bekannt. *Magische Feuer und wie man sie beherrscht* von Krotor Slavic. Ein Schwarzmagier aus dem 17. Jahrhundert, der für viele Stadtbrände verantwortlich war. Unter anderem für den großen Brand von London. Es hatte vier Magiern des Ordens das Leben gekostet, diesen Brand zu löschen, und viele weitere hatten Wochen gebraucht, um sich von der Magie zu erholen, die dafür nötig gewesen war.

»Was meinen Sie damit?«, fragte Beatrice und stützte sich hustend an einer Kommode ab, die links von ihr stand.

Ich winkte ab und deutete auf das Feuer. »Für Fragen haben wir später Zeit. Du sammelst Magie für einen Zauber zusammen, während ich ...«

Bevor ich den Satz beenden konnte, explodierte eine meiner Glaskaraffen, die auf dem Tisch gestanden hatte. Glassplitter sto-

ben in alle Richtungen davon, und ich ging in Deckung. Mit einem einzigen Wort und der entsprechenden Handbewegung schützte ich mich und Beatrice vor etwaigen Splittern. Für mich galt es, so schnell wie möglich das Feuer unter Kontrolle zu bringen, bevor es auf die anderen Bereiche der Bibliothek übergriff und einen Schaden anrichtete, der für pures Chaos in ganz London sorgen würde. Ich durfte gar nicht daran denken, was passieren würde, wenn das Feuer die Erinnerungsbücher erreichte oder gar einen Teil von ihnen zerstörte. Das durfte ich nicht riskieren.

Auf einer schweren, alten Eichenkommode, nicht weit von meiner Sitzecke, standen die gebräuchlichsten Zutaten, die ich für die meisten Zauber brauchte. Die weniger gebräuchlichen lagen in den reichlich verzierten und durch einen Schutzzauber von mir gesicherten Schublade, die ich in nun aufriss. Es gab eine strikte Ordnung und Klassifizierung in meinem System, so dass ich schon mit dem zweiten Griff das Hahnenfußgewächs in den Händen hielt. Ich zerpfückte es in drei gleich große Stücke und lief zu Beatrice zurück, deren Gesicht vor Hitze feuerrot glühte. Ich fühlte mit ihr. Mir ging es genauso. Die Hitze war unmenschlich. Trotzdem nahm ich all meine Konzentration zusammen, um das Feuer zu löschen. Den Büchern und Beatrice durfte nichts passieren.

»Wenn ich es dir sage, Feuerst du alles an Wasser auf die Flammen, was du aufbringen kannst, verstanden?«

Beatrice nickte nur und konzentrierte sich auf den Eingang. Hinter den Flammen konnte ich die ersten Magier sehen, die sich dank des immer noch anhaltenden Alarms einfanden.

Im Abstand von zehn Sekunden warf ich die drei gleich großen Häufchen Hahnenfußgewächs an verschiedenen Stellen in das Feuer, so dass diese Positionen ein Dreieck ergaben. Gierig fraß es mit seinen Flammenzungen die angebotenen Pflanzen. Nichtsahnend, dass es seinen Untergang bedeuten könnte.

Es war keine schwarze Magie, die ich anwendete, nur Magie, die gegen ebendiese wirkte. Zumindest würde ich es so den anderen verkaufen, falls sie es zu fragen wagten.

»Jetzt, Kindchen!«, rief ich, und im nächsten Moment rezitierte ich eine Formel, die ich auf einer handschriftlichen Notiz in dem Folianten von Krotor Slavic gefunden hatte. Es war die Formel, die auch die Magier gegen den schier unersättlichen Brand in London eingesetzt hatten.

»Es funktioniert.« Beatrice jubelte. Der Rauch brannte in ihrer Brust und brachte sie zum Husten.

»Konzentrier das Wasser auf den Ursprung. Wenn wir die Quelle auslöschen, vergehen mit ihr die anderen Flammen ebenfalls.« Auch ich spürte ein Kratzen im Hals und die Sorge, dass wir zu spät waren. »Beil dich, sonst werden die Bücher vernichtet.«

Beatrice schickte einen weiteren, heftigen Schwall Wasser über den Eingang, ebenso wie die Magier, die nun zu Hilfe eilten. Beatrice' Kraft ließ nach. Ich konnte sehen, wie ihre Hände zitterten, und auch ihre Beine würden sie nicht mehr lange tragen. Sie war kurz davor, ohnmächtig zu werden. Dennoch verteidigte sie die Bücher mit ihrem Leben, also oblag es meiner Pflicht, sie dabei zu unterstützen.

Ich legte meine Hand auf ihre Schulter, um ihre Magie mit meiner zu speisen. Augenblicklich konnte ich sehen, wie ihr Zittern nachließ und etwas Farbe zurück in ihr Gesicht kroch. Gerade genug, um einen weiteren Strahl auf den Ursprung zu schicken. Es kostete mich mehr Kraft, als ich durch die Hustenkrämpfe noch hatte, aber das war es wert.

Und endlich ließ das Feuer nach. Es zischte, es kämpfte, aber schlussendlich gewannen die Magier des Hermetischen Ordens.

Das Feuer wurde gelöscht, und ich rannte zu meinen Büchern. Drei waren unwiderrufflich zerstört. Mein Herz brannte so lichterloh wie der Eingang kurz zuvor. Drei Bücher. Verloren für alle Zeit.

Einzig die Tatsache, dass alle anderen es, bis auf einige Rußflecken, unbeschadet überstanden hatten, tröstete mich.

Spät in der Nacht, nachdem wir alle Fragen beantwortet hatten und sichergestellt wurde, dass kein Brandherd mehr schwelte, verließen uns die Magier nach und nach. Der oberste der Vigilanten, zu der Zeit ein gewisser Sir Matthew Duval, wollte mir eine Wache dalassen, da niemand sagen konnte, wie das Feuer ausgebrochen war. Aber ich versicherte ihm, dass es vermutlich meinem Ungeschick angelastet werden musste, aus Versehen eine Kerze brennen gelassen zu haben. Mehr oder weniger beruhigt, verließen alle die Bibliothek. Nur Beatrice blieb bei mir, einen Tee in der Hand, den eines der Dienstmädchen gebracht hatte, um sie zu stärken.

Ich holte meinen Whiskey heraus und träufelte etwas davon in ihre Tasse. »Hier, Kindchen, der wird dich wieder auf die Beine bringen.« Ich schüttete ebenfalls ein paar Tropfen in meinen Tee.

»Sie haben keine Kerze brennen lassen«, stellte Beatrice nach einer Weile, die wir in der Bibliothek saßen, fest. An Schlaf war für uns beide in dieser Nacht nicht mehr zu denken.

»Natürlich nicht. So etwas würde mir nie in der Bibliothek passieren«, erwiderte ich lapidar und trank meinen Tee, um meine schmerzende Kehle zu beruhigen. Auch wenn ich es nie zugegeben hätte, so hatte mich das Feuer doch mehr mitgenommen, als ich gedacht hatte.

»Aber warum haben Sie es dann Sir Duval gegenüber behauptet?«, fragte Beatrice verwirrt.

Ich schmunzelte und zuckte mit den Schultern. Selbst diese kleine Bewegung schmerzte. Beatrice war neugierig, eine gute Eigenschaft für eine Bibliothekarin. Ebenso war sie niemand, der sich bei einem Vorgesetzten einschleimen wollte, sonst hätte sie meine kleine Notlüge an die Vigilanten verraten.

»Das werde ich dir später einmal erklären«, sagte ich und genoss meinen Tee. »Sobald du dich für eine weitere Ausbildung entschieden hast.«

Während wir auf die Morgendämmerung warteten, hing jede von uns ihren Gedanken nach. Dass meine von Verrat am Orden getränkt waren, an diesem Abend vor dreißig Jahren, hatte ich Beatrice nie erzählt. Doch schon damals war ich mir sicher, dass dieser Anschlag nicht meinen Büchern und auch nicht der armen Beatrice galt. Einzig mich wollte man aus dem Weg schaffen. Ich vermute, dass schon damals jemand meine Pläne durchkreuzen wollte.